



Wanderer im Herbst.

Die Hügel steh'n in Nebeln grau,
ein Rauch treibt über die Weide.
Im Kleeefeld schimmert kühler Tau,
am Dorn hängt nasse Seide.

Ein Flüstern geht, man hört es kaum,
vernonnen über die Hänge,
von fern her wandern wie im Traum
verwehte Glockenklänge.

Verhalten rauscht der Bach im Tal,
ein Händlein bebt von weitem,
geheimen Rufes manchmal
bannt mich im Weiterschreiten.

Nur schauert. Einsam, müde genug,
steh' ich in tiefen Sinnen, —
hoch zieht ein Wandervoogelzug.
Zwei Tränen fühl' ich rinnen.

Bergüber führt ein stiller Weg,
herb rauscht der Wind im Laube.
An schwanken Ranken im Geheg
nickt überreif die Traube.

Im Walde droben, herblich bunt,
im dämmrigen Gebrause,
da liege ich am grünen Grund
und träume mich nach Hause.

Otto Böhlgemuth.

Ueber staatsbürgerliche Erziehung.

Von Heinrich Schulz.

Der Krieg hat auch die sozialistische Pädagogik nicht unberührt gelassen. Ihre theoretische Grundlegung freilich ist wie die wissenschaftliche Grundlegung des Sozialismus überhaupt zu tief in der gesellschaftlichen Entwicklung verankert, als daß selbst so furchtbare Stürme wie der Weltkrieg sie ernsthaft in Frage stellen könnten. Ihre praktischen Ableitungen dagegen sind ebenso wie die Politik der Sozialdemokratie infolge der Kriegserfahrungen zu mannigfachen neuen Einstellungen genötigt worden.

In vielen Fällen führt diese Prüfung zu der Erkenntnis, daß man auf dem bisherigen Wege fortzueilen kann, vielleicht in lebhafterer Gangart; in anderen Fällen müssen wir erkennen, daß wir auf Neben- und Umwegen wandelten, von denen wir je eher je besser zurückkommen müssen.

Die wichtigste praktische Anwendung der sozialistischen Erziehungstheorie ist der Arbeitsunterricht, die Einführung der körperlichen Arbeit in den Gesamtplan der Erziehung. In dieser Beziehung haben die Kriegserfahrungen die Wichtigkeit der sozialistischen Forderung nur bestätigt und verstärkt. Der Schützengraben wirkt als ein zwar grausamer aber anschaulicher Lehrmeister für die Bedeutung der Sandarbeit, zugleich aber auch für die wechselseitige Bedingtheit körperlicher und geistiger Arbeit. Auch zahlreiche sozialistische Forderungen für die Reform der Schulorganisation ist der Krieg umgewollt zum Förderer geworden.

Dagegen können wir andere pädagogische Ueberlieferungen nicht mehr aufrecht erhalten. Wir haben jahrzehntelang an der taktischen Auffassung festgehalten, daß die Sozialdemokratie als solche sich mit der Praxis der Schulerziehung nicht befassen könne. Sie habe das Schulwesen des Klassenstaats zu kritisieren und es durch Forderungen vorwärts zu treiben, nicht aber könne sie durch eigenes positives Eingreifen die bestehenden Uebelstände aus der Welt schaffen. Das müßte Sache des bürgerlichen Klassenstaats sein, dem sie selber jedoch in unerschütterlicher Loyalität gegenüberstehe. Die Arbeit des eigenen positiven Aufbaues habe erst nach dem Sturz der bürgerlichen Gesellschaft in der künftigen sozialistischen Gesellschaft zu beginnen.

Wahr haben wir uns in Wirklichkeit schon seit langem nicht mehr streng nach dieser Richtlinie gerichtet. Unsere Praxis war tatsächlich schon stark positiver Natur. Aber um so kräftiger war unsere theoretische Verwahrung gegen den bürgerlichen Klassenstaat. Unsere praktische Arbeit vollzog sich unter dem etwas verschämten Titel: Abschlagszahlungen als Bezüge auf dem Marsche ins gelobte Land des Sozialismus.

Der Krieg hat uns realpolitisch gemacht. Wir haben unter dem unglücklich horten Druck der Tatsachen des Krieges gelernt, die Dinge der Wirklichkeit so anzusehen wie sie sind und nicht nur so, wie sie uns in zukunftsprospektiver Verzerrung erscheinen. Vor allem sehen wir im Staate nicht mehr lediglich den gehorsamen Sachwalter der herrschenden Klassen. Wäre es nur das, so hätte sich das zähe Ausbarren auch der Arbeiter im Kriege wahrlich nicht gelohnt. Durch ihre jahrzehntelange praktische Mitarbeit im Staate, zunächst durch die vorzugsweise kritische, später noch mehr durch die bejahende, praktisch zugreifende, hat die Arbeiterbewegung den

Staat allmählich auch zu seinem Sachwalter ihrer eigenen Angelegenheiten umgestaltet.

Bis zum Ausbruche des Krieges haben wir das nicht gern eingestanden. Die überlieferte Feindschaft der Staatsgewalt gegen die sozialistische Arbeiterbewegung, die diese mit gleicher Münze heimzahlte, beherrschte zu ausschließlich die beiderseitigen Beziehungen. Alle Lebensäußerungen des Staates und seiner unmittelbaren und mittelbaren Organe mußten dies spüren. Auch die öffentliche Erziehung.

Die Volksschule war amtlich angewiesen worden, überall im Unterricht, wo es anging, den Kampf gegen die „staatsfeindliche“ Sozialdemokratie zu führen. Die Fortbildungsschulen hatten diesen Kampf in geeigneter Weise fortzusetzen. Die bürgerliche Jugendbewegung sollte das staatsbehaltende Gegengewicht gegen die proletarische Jugendbewegung bilden. Der proletarischen Bildungsarbeit an den Erwachsenen wurden mannigfache Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Umgekehrt lehnte die Arbeiterschaft in begrifflicher polemischer Ueberhebung sehr oft die ganze bürgerliche Erziehung als feindselig gegen sie gerichtet ab, war voll Grimm gegen die Pädagogen des Klassenstaats und höhnte über die „staatsbürgerliche Erziehung“, mit der man besonders im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege die Arbeiter bealiden wollte.

Wie weit die Arbeiter hierbei im Recht und Unrecht waren, zeigt ein Blick auf den eigentlichen Urheber dieses pädagogischen Begriffes in Deutschland, auf Kerchensteiner. Persönlich ein Ehrenmann, pädagogisch ein außergewöhnlich starker Könnner hat er sicherlich mit seinen Bestrebungen das Beste im Auge gehabt und keine einseitigen sozialistenfeindlichen Nebenabsichten verfolgt. Aber noch während des Krieges hat Kerchensteiner durch seine unverständliche Haltung in der Frage der Anwendung des Vereinsgesetzes auf jugendliche gezeigt, wie ihm unbewußt die Verkennung der modernen Arbeiterbewegung und der berechtigten Ansprüche der Jugendbewegung im Nacken sitzt. Die Vielen aber, die von Kerchensteiner lehrten, ihn bewußt im Sinne der Bekämpfung der Arbeiterjugendbewegung ausnützten und mißbrauchten, haben dazu beigetragen, die Arbeiter vor dem Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung mit größtem Argwohn zu erfüllen. Sie hätten dabei übrigens leicht das Kind mit dem Bade ausschütten können!

Was staatsbürgerliche Erziehung in Wirklichkeit für die Sozialdemokratie bedeutet, das legt jetzt ein noch Verwunderter als Kerchensteiner dar: unser Schweizerischer Genosse Robert Seidel, der bekannte Pädagoge und Hochschul-lehrer^{*)}. Nicht aus eigenem Antriebe, sondern auch unter dem Druck des Krieges in einer polemischen Auseinandersetzung mit den eigenen Parteigenossen. Seltsam und auch wiederum nicht seltsam, daß der Krieg die gleichen Probleme auch in den Ländern aufwirft, die als Neutrale nicht unmittelbar vom Kriege berührt werden!

Es ist besonders die schweizerische Jugendbewegung, die den Genossen Seidel zu seinem Buche veranlaßt hat. Sie steht ganz im Zeichen der unerschütterlichsten Rinderheitspolitik, der rein internationalen Einstellung der sozialistischen Arbeiterbewegung, der Ablehnung auch der Vaterlandsverteidigung. Andererseits hat der schweizerische Ständerat als eine Folge von Kriegserfahrungen die Förderung der staatsbürgerlichen Erziehung gewünscht. Um die Stellung der Partei zu dieser offenen Frage festzulegen, ließ die schweizerische Parteileitung von den Genossen Seidel und Dr. Schenkel je ein Gutachten über die Stellung der sozialdemokratischen Partei zum staatsbürgerlichen Unterricht ausarbeiten. Das Seidelsche Gutachten ist eindeutig und unumwunden, es spricht sich für die staatsbürgerliche Erziehung aus, Schenkel dagegen kreuzt unsicher zwischen dem Für und Wider hin und her und sucht seine pädagogische Erkenntnis von dem Wert der staatsbürgerlichen Erziehung mit den intransigenten Forderungen der Klientel und der noch radikaleren Jugendbewegung in Einklang zu bringen.

Gegen diese sachliche Zweideutigkeit wendet sich Seidels Schrift. Er drückt zunächst sein eigenes Gutachten ab und im Anschluß daran seine in schweizerischen Blättern erschienenen Polemiken gegen Schenkels Schrift und Schenkels Gegenpolemiken. Das Buch wird dadurch etwas unruhig, es fehlt auch nicht an gelegentlichen Wiederholungen. Aber man empfindet sie nicht lästig, sie arbeiten die eigentlichen Gedanken Seidels um so schärfer heraus, im übrigen zeigt das Buch die ganze, geradezu jüngerhaft anmutende Frische Seidels und die Unbeirrbarkeit und Folgerichtigkeit seiner Schlussfolgerungen, durch die er sich auch schon in seinen früheren Schriften auszeichnete, am meisten in seinem, in den achtziger Jahren erschienenen geradezu klassischen Buche über den Arbeitsunterricht.

Für Seidel handelt es sich bei der staatsbürgerlichen Erziehung „weder um ein müßiges Experiment, noch um eine Kunstlei im Unterricht, auch nicht um eine parteipolitische Machenschaft, sondern um eine notwendige und in ihren natürlichen Folgen weitreichende Unterrichts-, Erziehungs- und Schulreform“. Da die Arbeiterbewegung seit ihrem ersten Auftreten nicht nur eine Bewegung für soziale Aufklärung und politische Befreiung des Volkes, sondern auch eine Bewegung für soziale und politische Erziehung und Bildung des Volkes gewesen ist, muß sie nach Seidel auch für die staatsbürgerliche Erziehung sein.

^{*)} Sozialdemokratie und staatsbürgerliche Erziehung oder Staatsbürger, Weltbürger und Mensch. Gedacht, hystematisch, kritisch. Von Nationalrat Robert Seidel, Privatdozenten der Sozial-Pädagogik an der Eidgenössischen Technischen Hochschule und an der Universität Zürich. 1917. Kommissionsverlag der Druck-Verhandlung. Zürich. 176 Seiten.

Ich stimme dieser Auffassung grundsätzlich zu und hoffe, ihr nach dem Kriege auch praktisch besser als früher helfen zu können. Vor dem Kriege war uns das in Deutschland aus den eingangs dargelegten Gründen fast nicht möglich. Die schöne Seidelsche Konstruktion vom Staatsbürger zum Weltbürger und zum Menschen ist an sich richtig und sollte überall möglich sein. Jedenfalls ist die umgekehrte Konstruktion, die von den international orientierten Gegnern Seidels vertreten wird, im Grunde falsch. Zutreffend sagt Seidel: „Eine Internationale ohne freie Nationen als Glieder, und eine Menschheit ohne freie Völker als Organe gibt es nicht und kann es nicht geben. Wer eine Internationale bauen will durch Zertrümmerung der Nationen, der will einen Tempel bauen, indem er zuerst die Säulen und Bausteine dazu in Stücke schlägt.“ Heimat- und Vaterlandsliebe sind ursprünglich und natürlich, zugleich sind sie eine soziale Tugend, die der Jugenderzieher achten und für die Erziehung und Bildung des Menschen zum guten Gliede der Volks- und Staatsgemeinschaft und der Mensch- und Völkergemeinschaft benutzen muß. Natürlich darf diese natürliche Empfindung nicht zu parteipolitischen Zwecken mißbraucht werden, weder von der einen noch von der anderen Seite. Der Zweck der staatsbürgerlichen Erziehung ist daher nach Seidel, „die Jugend zu tätigen, tüchtigen und guten Gliedern der menschlichen Gesellschaft und des demokratischen Staates zu bilden“.

Wir haben auch in Deutschland Strömungen in der Jugendbewegung, wie sie in der Schweiz Seidel entgegengetreten sind. Nicht das Radikale in ihrer Auffassung machen wir ihnen zum Vorwurf. Ein schöner Jüngling, der nicht radikal wäre! Wohl aber bedauern wir die falsche Einstellung ihres Radikalismus, den falschen Glauben, in der bloßen Verneinung der Nation und des Staates läge die Kühnheit ihres Gedankensfluges.

Mögen alle Genossinnen und Genossen, denen die ange-deuteten Probleme zu schaffen machen, zu der Seidelschen Schrift greifen. Sie werden Klärung und reiche Anregung aus ihr davontragen.

Die Kunst und das Leben.

Von Kurt Glaser.

Der Begriff des Keisthetischen ist nicht zurückführbar auf eine andere Kategorie. Die ästhetische Haltung ist eine Grundentfaltung des Menschen gegenüber den Dingen der Außenwelt wie das Erkennen und das Handeln. Aber das Kunstwerk erschöpft sich nicht rein in seiner ästhetischen Befindlichkeit. Es geht als reales Objekt ein in den Bestand der Welt, und alle Funktionen des Objekts lassen sich an ihm vollziehen wie an irgend einem Gegenstande sonst. Nur insofern der Künstler in seinem Werke lediglich ästhetischer Anschauung dient, ist er gelöst von jeder praktischen und theoretischen Gebundenheit.

Das Gebiet des Keisthetischen ist scharf abgegrenzt von den Funktionen des Erkennens und sittlichen Wertens. Aber das Kunstbedürfnis des Menschen ist eng verzweigt mit allen Funktionen seines Daseins. Das Liebedeswerden und der Kampf um die Existenz, der Beweiigungsdwang und die Scheu vor unbekanntem Nächtem nutzen die Kunst jede auf ihre Art, Nachahmungstrieb, Schmutzbedürfnis und Mitteilungswunsch sind die Wurzeln künstlerischer Tätigkeit. Der Mensch schafft ein Abbild des Seienden und Vergehenden, er legt ein Mal der Vergangenheit, ihr Gedächtnis der Zukunft zu überliefern. Er ziert den eigenen Körper, um ihm Ueberlegenheit in der Geschlechtswahl zu schaffen, und er schmückt die Dinge seiner Umgebung, um sein Dasein zu verschönern. Er teilt sich dem Mitmenschen in Gesten mit, und die Gesten werden zu Bildern, wie die Töne zur Sprache und zur Musik.

Aus diesen Urelementen entsteht das Kunstwerk, und noch in seinen letzten Höhen hat es teil an den Funktionen, die es zeugten. Das Temperament des Künstlers, die Einstellung einer Zeit gibt einem dieser drei Grundprinzipien das Uebergewicht über die anderen. Nicht so aber, daß es zum einzigen Ausgangspunkt und letzten Ziele zu werden vermöchte. Naturnachahmung allein zeugt nicht Kunst. Die reine Form führt in ihrer Abstraktion nur zur geometrischen Figur. Der Gefühlsausdruck äußert sich in der Interjektion. Es ist begreiflich, daß stark einseitig orientierte Epochen Kunstwerke schaffen, in denen eines dieser Elemente allein so mehr überwiegt, daß die Theorie, die ihnen folgt, nur dieses erkennt. Aber jede Kunstlehre irrt, die nur einen Ursprung, nur ein Ziel bildender Kunst will gelten lassen.

War die Kunst in ihren Ursprüngen eng verweben mit dem Schaffen und Leben des primitiven Menschen überhaupt, so gerät sie als spezifische Betätigung in bestimmte Abhängigkeiten und wird insbesondere der Kirche zum willigen Werkzeug. Nun erst lebt sie von fremder Kunst. Wie ein logischer Prozeß vollzieht sich die langsame Befreiung aus den Ketten einer jahrhunderlangen Dienerschaft. Die Kunst wird sich ihres eigenen Rechts bewußt. Sie löst sich von dem Leben, dem sie ursprünglich gehörte. Aber sie wird rechtlos gegenüber dem Dasein, da sie nur mehr selbst sich die Gesetze gibt. Das Reich des Keisthetischen ist emded. In ihm ist das Kunstwerk die oberste Norm. In königlicher Einsamkeit thront die Kunst. Sie muß verkümmern, wenn sie nicht einen neuen Weg findet, der sie in das reale Dasein zurückführt und ihr in diesem wieder ein Recht schafft.

Aus sich selbst zeugt die Kunst nun Werte, die über ihr Reich hinausweisen. Sie dient nicht mehr Keisthetischem Genießen allein. Sie bereichert das Leben. Ehedem sorgte sie ihre Inhalte aus Religion und Mythos. Nun zeugt sie ihre Symbole, die, aus der anschaulichen Welt geboren, die Tiefen des Ethos, die Beglüdungen des Erkennens deuten.

Zur Wesen des Impressionismus ist die Gleichgültigkeit gegenüber dem dargestellten Stoff begründet. Die Kunstlehre, die diesen

Stil begleitet, findet keine Handhabe, einen anderen als den stillen Wert des Wertes zu begreifen. Wahr ist, daß die künstliche Behandlung allein den Wahnsinn zu geben vermag, insofern die Aufgabe als solche vorausgesetzt wird. Es ist gleichgültig, ob der Künstler ein Madonnenbild malt oder ein Spargelbündel, wenn der schöpferische Akt erst einsetzt, nachdem das Modell gleichsam gestellt ist. Mit Recht wurde auch jede literarische Erscheinung als unweiblich abgelehnt, insofern sie ein Thema stellt, dessen Behandlung wiederum in der Darstellung erst beginnt.

Aber es gibt einen anderen Schöpfungstypus, den man geistlich überläßt. Michelangelo malte nicht nur die Erschaffung des Adams. Er erlebte den Augenblick als ein sichtbares Symbol. Er illustrierte nicht eine Legende, sondern er schuf ein Bild, das der Vision eines Vorganges äußere Gestalt verleiht.

Der stille Charakter des impressionistischen Kunstwertes kann das Gemälde in einen engen Rahmen. Das Bild wird zum Objekt d'art. Es will eine Kostbarkeit sein. Es verliert seinen Charakter, wenn es sein Format überschreitet. Die Kunst der Impressionisten konnte darum nicht den Weg zum Wandbild finden. Landschaft, Porträt, Stillleben sind ihre Themen. Sie ertragen nicht jede Vergrößerung. So fielen die Monumentalaufgaben, die in der Zeit zu vergeben waren, den Vertretern einer unlebendigen Tradition historischer Kunst zu oder banalen Stillisten, die mit ornamentalem Geschick eine Wand aufzustellen verstanden.

Nicht wenige versuchten, auf dem Wege einer bewußten Abstraktion von der natürlichen Gegebenheit große Bildflächen zu bewahren. Ihren Lösungen eignet im besten Falle ein dekorativer Reiz. Andere vergrößerten nach akademischer Formel kleine Kompositionen auf Wandbildern, die lediglich Häufungen von Einzelstudien bedeuten und aus einer Summe von Teilen berechnend zum Ganzen streben. Die einen negierten die impressionistische Bildformel, indem sie betruht einer neuen Gestaltung entgegenzogen, die anderen, indem sie einer Schultradition treu blieben, die längst ihr Daseinsrecht für unsere Zeit verliert hatte.

Auch die Poesie kennt diese Entwicklung. Die Sehnsucht nach einem Stille führte alte Formen wieder an die Oberfläche. Aber archaisierendes Wollen zeugt nicht das echte Wort. Aus den Bedürfnissen unserer Zeit muß die neue Form gefunden werden.

Die Gegenwart darf nicht ungestraft die Lehren der jüngsten Vergangenheit verleugnen. Die eigene Sprache unserer Zeit muß zum Stille sich steigern. Wir ertragen nur schwer noch die billigen Lügen der verfallenen Exposition im Drama, aber die uralte Monumentalform der unmittelbaren Einführung ist ebenso wenig anwendbar für eine Dichtung, die den Geist unserer Zeit atmet. Noch töuschen die neuen Stillisten viele mit solchen überbotenen Mitteln. Die Menschen sind ermüdet von dem Zufalls spiel der impressionistischen Kunst und atmen beflücht, wo eine feste Form sich bietet. Aber schon ist der erste Rausch vorüber, und Höhen werden fühlbar, man spürt die Leere, die in der monumentalen Kontur sich verbirgt.

Langsam reifen neue Kräfte der großen Form. Es handelt sich nicht um Fragen malerischer Technik allein. Die Bedeutsamkeit des Gehaltes muß der äußeren Dimension ein Recht geben. So lange Kunst heteronomen Zwecken dienbar war, übernahm sie das inhaltliche bedeutsame Thema aus den Händen der übergeordneten Mächte, des Staates, der Kirche. Da sie sich auf jeder Ausschweifung befreite, erhob sie die Belanglosigkeit des Motivs zum führenden Prinzip. Sie entfremdete sich dem Leben und grenzte ihr Reich mit hohen Mauern gegen jede Nachbarschaft ab. Nun muß sie selbst ihre Form wieder mit Leben erfüllen. Sie schafft neue Inhalte. Der Künstler erlebt die Welt. Sein Schauen verdrängt sich zu sichtbaren Symbolen.

Die Stilformel brachte historische und mythologische Wortwörter wieder zu Ehren, die der konsequente Naturalismus aufs Schärfste verspottet hatte. Aber weder die Götter der Griechen noch Walhalls Bewohner sind uns wahrhaft lebendig. Die Sonne ist uns nicht Apoll und nicht Odur, sondern das strahlende Gestirn des Tages. Das gegenwärtige Leben ist nicht ärmlich an typisch symbolhaftem Gehalt als irgend eine Vergangenheit. Es ist eine armselige Hilfe, den Gleichnissen zu vertrauen, die andere Zeiten gebildet haben.

Die Bilder der alten Götter sind nur mehr Zeichen, die Wissen und Aberglaube allein zu deuten verstehen. Historie ist nicht mehr Dichtung, sondern Gelehrsamkeit. Die alten Helden sind entthront, und die neue Zeit gibt ihnen Großen sein ewiges Leben im Olymp oder Walhall. Sie bleiben Menschen, auch nachdem sie gestorben sind. Die heroisierte Persönlichkeit wächst nicht zu überindividuellen Bedeutung. Darum stehen nicht mehr Könige und Fürsten auf den Brettern unserer Bühne.

In der Vorstellung des Dichters weitet sich das Erlebnis des Alltags zum Gleichnis der Menschheit. Nicht der Begriff verdoppelt sich im Einzelnen, sondern dessen Schicksal wird von den Schicksalen zufälliger Sondergestalt gereinigt und offenbart den Gleichheitsgehalt aller irdischen Einmaligkeit.

Dieses ist der Weg zur neuen Größe. Im Geiste des Künstlers vollzieht sich der Prozeß einer Steigerung alltäglichen Erlebens zur Bedeutsamkeit eines bleibenden Symbols. Mensch Kunst ging diesen Weg. Die Reste sachlich illustrierender Elemente, die an manchen Stellen früher noch dem reinen Bilde anhaften, schwinden langsam. Die dimensionalen Grenzen, die der ehemaligen Form der Gestaltung immanent waren, sind überwunden. Die Kräfte des Künstlers sind frei geworden für eine wahrhaft monumentale Aufgabe.

Ein Kapitel aus dem gehaltvollen Werke, das Kurt Glaser Eduard Münch widmet (Verlag von Bruno Cassirer, Preis 12 M.). In dem Kampfe um die wildgärende neue Kunst spielt der wieder rätselhaft nordische Künstler eine wichtige Rolle — als Vorläufer und Geburtshelfer. Aber darüber hinaus hat er seine Bedeutung ganz in sich. Mit tieferem Verständnis stellt Glaser sein Wesen und Schaffen dar und führt auch in den allgemeinen Fragen, zu denen das Problem Münch führt, klare Lösungen. Das Werk gibt charakteristisches Bildmaterial in guter Ausführung.

Die Flucht vor dem Kinde.

Ein Gespräch.

Er: Haben Sie gelesen? Deutschland bereitet ein Gesetz gegen die Flucht vor dem Kinde vor.

Ich: Ja, ich lächelte über das unbegreifliche Verlangen der deutschen Mächtigkeit im Erkennen dessen, was ist.

Er: Weils?

Ich: Weils es doch nur eine papierne Verordnung bleiben könnte, an der das Leben mit seinen harten Geboten vorbeifließt.

Er: Oho! Gerade dieses Gesetz ist der verlorrene Lebenswille, es soll neues Leben schöpfen und das Leben beschützen. Und übrigens ist ja die Flucht unstill, noch mehr, sie ist unnatürlich.

Ich: Verzeihen Sie mir, daß ich mich mit Ihrer Auffassung nicht einverstanden erkläre. Etwas schafft nicht ein Gesetz das Leben, sondern die Liebe der Geschlechter, jene löstliche Fülle der wunderbarsten, entscheidenden und reichbeglückenden Empfindungen, die um den harten Alltag die goldblühenden Schwärme einer beseligenden Illusion weben und im Volke der Dichter und Denker

mit dem Hohenliede eines teilweise echten, teilweise von Solchschreibern erlogenen Seelenlebens verherrlicht wird. Die reglementierte Liebe, in der die Kindererschöpfung — das feinste und höchste Mysterium — mit dem Volkseigentum in Verbindung gebracht wird, zerstört eine Ideologie, die als Teil der Gesellschaftsordnung nicht ohne Rückwirkung auf traditionelle Gesetze bleiben kann. Ferner kann kein Gesetz, das den Bestwilligen und die Vorrechte beschützt, auch das Leben schützen. Das vermögen nur Eltern und eine Gesellschaft, indem sie das Kind vor Hunger und Not bewahren, etwas, das man bis heute nicht erreicht. Und die beiden Begriffe unstill und unnatürlich? Wie oft erscheinen sie dem Denkenden im Betrachten der Erfahrungen und Ergebnisse als das Gegenteil.

Er: Sie sind aber leider die Förderer der Flucht —

Ich: Ich werde Ihnen in kurzen Worten die Grundursache nennen: die sexuelle Not.

Er: Was hat dieses Schlagwort in unserer Betrachtung zu suchen?

Ich: Schlagwort? Es ist jener Begriff, in der sich alle Gesellschaftsbestrebungen wie in einem Spiegel sammeln, der uns, umbeirrt von rituellen oder staatsreiterischem Pathos, den toten Reigen von wirklicher Unstilligkeit und Unnatur zeigt. Die sexuelle Not ist der Ausschrei einer gequälten Menschheit, die unter der Zwangsverbindung von Sittlichkeit und Gesellschaft durch Jahrtausende litt und instinktiv erkennt, daß der Lebenswille, die Art-erhaltung, eben durch diese seine Beschäler am meisten bedrängt wird. Das Vergehen gegen die Natur bestand in der Bestirgung des Sittlichkeitsbegriffes durch die Religion. Diese bedang in ihrem asketischen Einschlag unbedingten blinden Gehorsam. Aber sie mußte die Verführung mit der bevorrechteten mächtigen Gesellschaftsordnung erstreben und geriet mit dieser in ein Schuß- und Trugbündnis, das die erste Verwirrung brachte. Jeder Zweifler an diesem Sittengesetzkompromiß wurde damit automatisch ein Regierer der Gesellschaftsordnung und umgekehrt. Darunter litt aber der Lebenswille und schuf in seiner Not ein Chaos.

Er: Ich begreife nicht —

Ich: Natur und Gesellschaftsordnung sind Todfeinde. Der Lebenswille als Naturtrieb mußte sich daher stets im Kampfe befinden, ja noch mehr, im Existenzkampf mußten sie sich beide schwächen, um sich zu erhalten. Die Schwäche des einen bildet die Stärke des anderen. Der Lebenswille schuf die Liebe der Geschlechter, die Gesellschaft und die Religion die Ehe, in der Kindergehoram, wirtschaftliche Erwägung und Spekulation wieder die Vernunft — die doch unnatürlich ist — schufen und sie durch die Jeremie heiligten. Die Verbündeten errichteten die Ehe, umgeben sie mit Gesetzen, den Wert des Lebenswille erlernend. Aber sie sind nicht fähig — aus Organisationsbedingungen heraus — die Ehe zu schützen, auch nicht ihre Früchte. Der Krieg, der Kampf um das Brot, das Geld — sie spielen mit der Ehe, gerinnimmern sie und fressen sie auf. Die Kinder mit. Daraus entstand die sexuelle Not, die vor der Bestimmung — der Fortpflanzung — zurückweicht, um nicht unstill, unnatürlich zu werden. Denn sehen Sie, Kinder dem Leben weihen, um sie wieder verloren zu lassen, das ist unstill. Frauenkörpern unter Gefahren Früchte abringen, um die Friedhöfe zu füllen, das ist unnatürlich. Eltern, die vor den Kindern altern, Mütter, die es sein wollen, aber durch die wirtschaftliche Zwangslage der gesellschaftlichen Gesetze nicht sein dürfen, Ärzte, die statt zu helfen, vernichten, Gebammen, die statt das Leben zu bringen, es töten — das alles bildet die sexuelle Not. Und ihr steht gegenüber eine Gesellschaft, die läßt bleibt und nicht die Verhältnisse ändert. Wo ist da die Unnatürlichkeit zu suchen?

Er: Das war. Nach dem Kriege wird es anders sein.

Ich: Der Krieg schuf eine Armes an Geschlechtskranken, Ehebrüche, Millionen Waisen. Er riß die Geschlechter auseinander, gestohlene Massenkörper, den der Lebenswille peitschte und der zwischen religiösen und gesellschaftlichen Gesetzen hin- und her schwante. Welche Bilder des Sterbens, die an den Lebenswille vergehen lassen. Ich sah eine Mutter, der drei Söhne fielen. Sie fragte irrsinnig immerzu: „Wozu gehst du auch?“

Er: Das ist ein Einzelgeschick, das vor dem Großen verbliht.

Ich: Teilweise richtig. Aber dieser Satz verlangt juristische Geltung, er ist dem vernehmbar, der hört. Er bucht wie in einem entsehligen Baum durch die weiblichen Seelen, wird gesprochen, erfaucht und — erwogen. Und dann kommt das Gesetz!

Er: Die Gesellschaft hat das Recht —

Ich: Die Menschheit allein hat Rechte; die Menschwürde. Wie ist es möglich? Ein Gesetz für die Entheiligung des tiefsten Empfindens und der kargen Poesie, mit der wir trotz allem Leid die Liebe zum Kind zu legen vermögen? Ist es nicht eine Entwürdigung des primitivsten Rechtes auf die sexuelle Selbstbestimmung des Körpers? Und was ist mit den vielen, die nicht heiraten dürfen — nach diesem Gesetz nämlich —, weil die Kinder die unglücklichsten Erben einer furchtbaren, im Kriege ja so entsehligh zahlreich erworbenen Geschlechtskrankheit würden?

Er: Selbstbeherrschung und Entsagung!

Ich: Glauben Sie daran?

Er: Die Ärzte werden diesen Frauen die Mittel zur Verhütung des Segens freigeben müssen.

Ich: Und der Mann oder der Bräutigam werden der Selbstheit die Verheiligung ihrer „schimpflichen“ Krankheit beibringen, auf daß sie beim Arzte die Kindesverneinung bewerkstelligen kann? Welch ein Kulturdokument der neuen Zeit, ein Gesetz der Mütterlichkeit!

Er: Zum Glück denken nicht alle so wie Sie.

Ich: Leider nicht, denn sie fürchten und hassen, wo ich liebe. Ja, Menschen wie ich lieben das Kind, es soll ein Göttergeschenk an zwei Liebende sein, den Bund einer heiligen und unverlöblichen Vereinigung krönen. Ich denke mir das Kind als einen weiteren Baustein zur Kultur, zur Veredelung und als Sühne für das Verdrehen an der Menschheit, das jetzt Ströme von Blut über Europa rinnt läßt. Ich erhoffe eine Zeit, in der man im Kinde den größten Bildhauer verherrlichen wird, eine Zeit, in der es irrende und obdachlose Kinder nicht geben kann. Ich liebe das Kind als Zuweil des lebenden Kindes, aber nicht als Produkt von in Kriegsdienstleistung gestellten Sexualorganen. Die meisten anderen aber, die nicht so denken wie ich, sie fürchten das Kind.

Er: Und das Gesetz gegen die Flucht vor dem Kinde?

Ich: Wird in Deutschland abgelehnt werden, wenn Mütterlichkeit, Liebe und Kind nicht entwürdigt werden sollen.

Er: Und wenn es doch angenommen wird?

Ich: So werden die Rüstprämien für Ärzte, Industriellen und Gebornen steigen — dadurch die Honorare. Im ganzen werden erhöhte Kindersterblichkeitsziffern — Leuz, Hunger — mehr Kindesmorde, sich durch Selbsthilfe verkrüppelnde Frauen und mehr geprügelte Ehen sein. Ja, der Lebenswille läßt sich nicht militärisch organisieren.

Er: Aber in Deutschland wird doch —

Ich: Täuschen Sie sich nicht. Ein anderes Deutschland plant jetzt Gesetze, ein anderes wird darüber beraten — oder überhaupt nicht beraten.

Der Schöpfer der vergleichenden Sprachwissenschaft.

Zum 50. Todestage Franz Bopp's.

Franz Bopp hat eine neue Welt entdeckt. Fernen der Geschichte, die bis dahin dicht verborgen waren, hat er unserm Blicke eröffnet, den Stammbaum des Indischengleiches ermittelt und die wunderbare Schöpfung des Menschen, die Sprache, in einem ganz neuen Lichte gezeigt. Das alles ist das Werk der vergleichenden Sprachwissenschaft, und diese Wissenschaft ist eine Schöpfung von Franz Bopp, der als der Sohn eines kurfürstlichen Marschallbeamten am 14. September 1791 zu Mainz das Licht der Welt erblickt hat und schon in jungen Jahren infolge der Belegung von Mainz durch die Franzosen mit dem kurfürstlichen Hofe nach Wiesbaden kam. Dort erhielt sein Leben die Richtung, die es für immer beibehalten hat. Sein Lehrer Bindischmann lenkte ihn auf die Sprachforschung, erweckte seinen Eifer und seine Teilnahme für den Orient und wurde so für seinen Lebensweg bestimmend. Der junge Bopp ging nach Paris, um sich den orientalischen Studien zu widmen. Seit der Eroberung Indiens durch die Engländer war nach Europa die Kunde von der wunderbaren, höchst altertümlichen, an Schönheit reichen Sanskrit-Sprache gedrungen, die Schätze edelster Poesie und Weisheit bergen sollte. Noch aber war die Zahl derer, die Sanskrit konnten, ganz beschränkt — in Deutschland hatte sich nur Friedrich Schlegel damit befaßt —; an wissenschaftlichen Hilfsmitteln, Grammatiken, Wörterbüchern, Texten fehlte es im empfindlichsten Maße, und der Pariser Professor de Choisy, der Sanskrit lehren sollte, war vielmehr auf jeden Eindringling in dies von ihm allein gehütete Heiligtum eifersüchtig. Bopp, von seinem natürlichen Sprachgenie geleitet und getragen, überwand alle diese Schwierigkeiten, drang mit fortwährender Eifer in die Sanskrit-Texte ein und erlachte alsbald das Gesetz und die Bedeutung dieser Sprache mit ungleich größerer Tiefe als alle seine Vorgänger.

Daß zwischen dem Sanskrit und den europäischen Sprachen Verwandtschaft bestand, war alsbald bemerkt worden. Bopp aber vermochte gleich in seiner Erfindungsschrift über das Konjugationssystem (Abwandlung des Reimwortes) im Sanskrit das Gesetz dieses Teiles der Sprache unter Vergleichung mit dem Griechischen, Lateinischen, Persischen und Gotischen festzustellen. Zugleich förderte er das Sanskritstudium durch die Veröffentlichung und Uebersetzung ausgewählter Texte. Dies war die Frucht seiner Studienjahre in Paris und später in London, die er der Unterstützung des Königs Max I. von Bayern, des Kronprinzen Ludwig und der Münchener Akademie verdankte. Man interessierte sich in München für den jungen Wissenschaftler — weil Wiesbaden inzwischen bayerisch geworden war. Als nun aber Bopp, aus London heimgekehrt, sich nach seiner Stellung und Verjorgung umsah, da fand er wohl viel guten Willen und es gab lange Verhandlungen, aber die Universität Würzburg, an der man ihm eine Professur zugeeignet hatte, erklärte das Sanskrit für einen literarischen Luxus; ein anderer Posten fand sich für Bopp zur Zeit nicht, und so mußte er unberückte Sache abreißen. Er ging zuerst nach Göttingen, wo ihm ehrenhalber die Doktorwürde übertragen wurde, dann nach Berlin — und hier entschied sich sein Schicksal. Hier fand er in seinem großen Freunde und Schüler Wilhelm v. Humboldt, den er in London kennen gelernt und in das Studium des Sanskrits eingeführt hatte, einen treuen Gönner; hier brachte man seinen Studien und Leistungen warmen Anteil entgegen, und bald sah er sich in eine Professur berufen, die schon nach wenigen Jahren zum Ordinariate erhoben wurde. In Berlin hat dann Bopp seine dauernde Wirkungsstätte gefunden und sein Lebenswerk vollendet.

Im Mittelpunkt dieses Werkes, neben zahlreichen einzelnen Untersuchungen und kleineren Schriften, steht die berühmte „Kritische Grammatik der Sanskrit-Sprache“, deren erste Auflage Bopp in den Jahren 1813—1842 vollendet hat. Die Größe dieses einzigen Werkes bestand nicht nur in dem großartigen Umfange des darin verarbeiteten Sprachstoffes, der sich nach einem Ausdrucke Adalbert Kuhn's in den verschiedensten Gestalten von den Ufern des Ganges und Indus durch den größten Teil des südwestlichen Asiens und fast ganz Europas bis zu den Eisbergen Islands ausdehnt, sondern vor allem in dem bündig geführten Nachweise, daß alle diese Sprachen von einer gemeinsamen, uns nicht mehr erhaltenen Muttersprache abstammen, deren Gebilde wir, obwohl sie verloren ist, größtenteils mit voller Sicherheit wiederherstellen können. Auf diesem sicheren Grunde führte Bopp das großartige Gebäude der neuen, gesegneten Sprachvergleichung durch, durch die die innerste Verwandtschaft des Werdens und Schaffens der Sprache erschleiert wurde. Nach allen Seiten hat Bopp bis zu seinem Lebensende — er starb am 28. Oktober 1867 — diese seine große Schöpfung und Entdeckung ausgebaut; er hat noch die Benützung erlebt, daß die Philologen der strengsten Obervang, die anfänglich von diesen „Eklektiken“ nichts wissen wollten, vor seiner Leistung kapitulierten und selbst die Berücksichtigung der Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung im Unterrichte der alten Sprachen auf den Schulen beschloßen.

„Die im Schatten leben.“

Mosenow's vieraktiges Drama „Die im Schatten leben“ hat sich noch immer nur vereinzelt den Weg auf die Bühne öffnen können. Zwar ist sein Lustspiel „Kater Lampe“ hoffähig geworden, aber das düstere Bergarbeiterdrama des Sozialdemokraten, das doch so gar nichts Sozialdemokratisches an sich hat, ist für die allermeisten Bühnenleiter noch mit dem Bannstrahl behaftet, den einst der Berliner Zensor schleuderte, als die „Freie Volkshölle“ es aufführen wollte. Dem Umfange, daß der Sozialdemokratische Parteitag in einer sabbatlichen Stadt verjammelt ist, verdankt das Werk die Eroberung der Bühne in der fränkischen Bischofsstadt. Das Stadttheater in Würzburg widmete den Delegierten des deutschen Proletariats eine Aufführung des Mosenow'schen Werkes. Sie war im ganzen wohl gelungen, wenn auch das westfälische Blatt einigen Darstellern unüberwindliche Schwierigkeiten machte. Die Wirkung des Dramas war tief. Erschütternd griffen im zweiten und dritten Akt die tragischen Szenen in der durch die Grubenkatastrophe ausgewählten Bergarbeiterfamilie auf die Zuschauer über. Diese stärksten Teile des Werkes von Mosenow erwiesen sich auch diesmal als von großer dramatischer Kraft. Das außerordentliche Dank den Darstellern durch anhaltenden Beifall als der Höhepunkt hinter dem letzten Akte geschlossen hatte, und ebte damit zugleich den toten Dichter, dem hoffentlich die andröhnende neue Zeit fröhe Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Notizen.

— Das Schiller-Theater O. wird am 1. September 1916 das Ballentheater verlassen, da der Pachtvertrag nicht erneuert wurde. Hier wird sich dann eine Volkoper aufbauen. Das Schiller-Theater wird in einem der Vororte ein neues Heim zu gründen streben.

— Vorträge. Der Verlag Paul Cassirer veranstaltet Vortragsreihe 35 den ersten seiner Vortragsabende am Dienstag, den 23. Oktober. Gustav Landauer spricht über „Goethe's Beziehungen zur Dichtung unserer Zeit“. Ludwig Müller trägt Werke Goethe's vor. — Im Essing-Museum spricht Donnerstag Dr. Roth über Andreas Hofier in Geschichte und Dichtung. — In der Urania spricht Rimmo, abends 8 Uhr, Prof. Dr. Guden aus Jena über „Deutschlands Leistung für die geistige Befreiung der Menschheit“.

— Ein Erdbeben in Bulgarien. Am 18. Oktober, um 5 Uhr 18 Minuten abends, verzeichneten die Seismographen von Sofia den Beginn eines drilichen Erdbebens, dessen Herd ungefähr 25 Kilometer von Sofia lag. Der starke Beben war der stärkste, den Bulgarien und einige Randgebiete stützten ein. Im Westteil Bulgariens waren die Erdbeben schwächer und richteten keinen Schaden an.